



## **Gewinnerbeitrag des Peter Boenisch Gedächtnispreises 2007**

### **Benjamin Bidder: „Ich fühle keinen Hass auf Deutsche“**

*Geschichte hautnah: In Moskau betreuen junge Deutsche Alte und Einsame, Menschen, die im langen Schatten ihrer Erinnerungen leben. Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg, die die Jungen aus Deutschland nur aus ihren Schulbüchern kennen.*

Die alte Dame hat ihr nie erzählt, dass sie Jüdin ist. Seit einem halben Jahr besucht Svenja Behrens, 21, die greise Anna in Moskau. Die Deutsche aus Scheeßel in Norddeutschland kommt einmal in der Woche vorbei, ein paar Stunden – um bei der 83-jährigen Russin sauber zu machen, um zu reden. „Swetka“, nennt Anna sie dann und sagt „Swetka, tu deine Arbeit, lass dich von mir nicht stören.“ Großmutter Anna mit den streng zurück gekämmten grauen Haaren setzt sich dann in die Küche und schaut dabei zu, wie Svenja die Fenster wischt, den Boden, die Kommode aus glänzend dunklem Holz, in der Annas Porzellan so akkurat aufgereiht steht.

Sie fragt Svenja dann aus. Womit sie die Fenster putzt. Wie sie in Moskau ihre freie Zeit verbringt. Ob sie denn endlich einen netten jungen Mann kennen gelernt hat, ob der sie liebt. Wie man in Deutschland heute mit den Juden umgeht. Ob Svenja auch keine Faschistin ist. Svenja wundert sich dann ein bisschen, was es mit dieser freundlichen alten Dame auf sich hat, die sich so gern unterhält, die aber so wenig von sich selbst offenbart und manchmal so merkwürdige Fragen stellt. Anna hat ihr nie erzählt, wie sie nur durch ein Wunder ihrer Erschießung entging. Damals, als die Deutschen kamen. Wie Salz ihr Leben rettete.

Zwei Welten prallen aufeinander. Seit den frühen 90er Jahren brechen Jahr für Jahr junge Deutsche nach Russland auf, um ein Freiwilliges Soziales Jahr (FSJ) oder ihren Zivildienst zu leisten. Sie arbeiten mit russischen Straßenkindern, in Heimen für Behinderte, in Krankenhäusern oder sie kümmern sich, so wie Svenja, um Alte und Einsame. Die jungen Deutschen und die betagten Russen trennt fast ein ganzes Leben, die Sprache – und die Verletzungen des großen, vernichtenden Krieges. Zwischen Schule und Studium suchen die Abiturienten aus dem Westen ein bisschen Abenteuer im wilden Osten, es zieht sie in das boomende, schillernde und manchmal abgründige Moskau. Eine Stadt der Kontraste: In der 10-Millionen-Metropole leben mehr Milliardäre als in jeder anderen europäischen Stadt, doch die Mehrheit Einwohner verdient weniger als 400 Euro im Monat. Svenja und 14 weitere Deutsche besuchen die Alten in Wohnungen, in denen die Zeit stehen geblieben zu sein scheint. Menschen, die allein sind – und die im langen Schatten ihrer Erinnerungen leben. Erinnerungen, die die Jungen nur als Kapitel aus ihren Geschichtsbüchern kennen.

Ob sie nach Russland gekommen sei, um sich zu entschuldigen, ist Svenja oft gefragt worden. Das wollen alle fünf Damen wissen, die sie im Laufe einer Arbeitswoche besucht. Eine sagt ganz offen: „Mir haben die Deutschen damals alles genommen, dann können sie heute auch für mich schuffen.“ Svenja ärgert sich dann: „Sie können nicht verstehen, dass die Vergangenheit für mich nicht das gleiche bedeutet, wie für sie. Ich bin hier, weil ich nach Russland wollte. Weil ich Moskau liebe.“

Auch Großmutter Anna hat sie gefragt, ob sie um Entschuldigung bitten wolle. Wofür? Svenja weiß ja nichts von der Todesangst. Der Angst vor den Deutschen, die Annas Dorf, nicht weit der Stadt Orjol, durchkämmten. Als sie die Juden abholten.

„Überall hingen Flugblätter“, erinnert sich die alte Russin. Darauf stand: Wer Juden hilft, wird erschossen. Sie fand dennoch eine Familie, die sie versteckte. Gütige Menschen, die sie auch warnten, als eine Patrouille Haus für Haus durchsuchte. Doch ihr Versteck wurde verraten. Anna hebt den Blick nicht, während sie erzählt. Sie starrt auf ihre Hände, faltet ein Stofftaschentuch, faltet es noch einmal, immer wieder. Anna, damals 16, wartete in einem dunklen Raum der Dorfkommandantur, erwartete ihre Hinrichtung. Dann fragte der hagere deutsche Wehrmachtsoffizier, was es denn mit diesem verängstigten Mädchen in der Ecke auf sich habe.

„Margarita“, sagt Anna und holt tief Luft, „hat mich damals gerettet und die Deutschen überlistet.“ Margarita, ein Mädchen aus ihrer Schule, arbeitete für die Besatzer als Übersetzerin. „Sie hat gesagt: Die braucht einen Passierschein, um im Nachbardorf Salz zu besorgen.“ Anna knetet das Tuch zwischen ihren Fingern. Salz, sagt sie, und lacht. So entkam sie dem Erschießungskommando. Nur vor dieser ständigen Angst, flüstert sie, gebe es kein Entrinnen: „Ich werde sie mein ganzes Leben nicht mehr los.“

Der alte Dima spricht noch immer ein paar Brocken Deutsch, die Sprache seiner verlorenen Jugend. Ein Bär von einem Mann, 79 Jahre alt, schlohweißes Haar, buschige Augenbrauen. Als Raphael Wild, 20, ihn das erste Mal besuchte, kramte der stattliche Alte nach einer selbst gemachten Visitenkarte, stellte sich vor: Dmitrij Gurjanowitsch Burenkow, genannt Dima, pensionierter Redakteur, nie Mitglied der kommunistischen Partei. Drei Jahre hat er in deutschen Lagern gelitten.

Raphael, der ein Freiwilliges Soziales Jahr in Moskau anstelle des Wehrdienstes leistet, betritt scheppernd mit Kehrblech und Besen die Küche. Dima tätschelt ihm den Kopf: „Ach Schalopaj – mein kleiner Tunichtgut.“ Der Alte liebt es, den Deutschen, der so fleißig seine Wohnung in Ordnung bringt, zu necken und lacht sein breitestes Lachen, dass in seinem Mund die silbernen Kronen blitzen. „Sollen wir vor die Tür gehen oder was“, entgegnet Raphael mit gespielter Entrüstung. Sein 59 Jahre älterer Schützling schüttelt den Kopf, sagt: „Oh. Nein. Ich glaube, mit dir werde ich heute doch nicht mehr fertig.“ Die beiden feixen wie zwei Halbwüchsige – Raphael, der braun gebrannte Wehrdienstverweigerer im lässigen schwarzen Kapuzenpulli und Dima, den deutsche Soldaten im Zweiten Weltkrieg bis nach Königsberg verschleppten.

Dima bekommt 5000 Rubel Rente im Monat, umgerechnet 150 Euro. Allein 800 Rubel kosten die Medikamente, die er seit dem letzten Jahr einnehmen muss, ein Schlaganfall. Er stottert ein wenig, wenn er sich aufregt, und wenn er über die Deutschen redet, zittern seine Finger. Im Februar 1942 rückten deutsche Truppen in sein Dorf bei Smolensk ein, erinnert sich Dima, nach der verlorenen Schlacht um Moskau: „Sie trugen Fackeln und gingen von Haus zu Haus, zündeten alles an, was auf ihrem Weg lag.“ Die Soldaten hinterließen verbrannte Erde, eine tote Zone, um der nachsetzenden Roten Armee den Nachschub zu erschweren. Sie trieben die Dorfbewohner zusammen, die Arbeitsfähigen gesondert. „Ich wollte nicht weg“, erzählt Dima. „Nur war ich, damals 14 Jahre, schon groß wie ein ausgewachsener Mann und kräftig.“

Da erhebt sich der noch immer imposante Dima ein wenig tapsig von seinem Stuhl und zeigt grinsend, wie er sich damals kleiner zu machen versuchte. Mit gebeugten Knien. Wie ihm der deutsche Soldat, die Maschinenpistole in der Hand, in die Hacken trat und der russische Junge sein Dorf, seine Familie zurück ließ und sein Tanz mit dem Tod begann. Die Deutschen brauchten kräftige Männer, die ihre Stellungen befestigen und Schützengräben ausheben konnten. Immer unmittelbar in der Nähe der Kampflinie, machten die Gefangenen auch den langen Rückzug der deutschen Heere aus dem Osten mit. Von Russland über Weißrussland nach Polen, schließlich nach Königsberg.

„Oft konnten wir die russischen Soldaten auf der anderen Seite sogar rufen hören“, erzählt Dima. Manchmal gerieten er und die anderen Verschleppten zwischen die Linien, kamen unter deutsches Feuer, manchmal unter russisches. „Die wussten ja nicht, dass wir dort lagen. Und Kugeln sind blind“, sagt Dima. Viele versuchten zu fliehen, viele kamen dabei in den Minenfeldern um. Wen die Deutschen vorher erwischten, der musste sein eigenes Grab ausheben, wurde erschossen und verscharrt.

„Schnell, schnell“, ruft Dima Raphael in seiner Moskauer Küche auf Deutsch zu, „schnell, zehn Minuten.“ Dima, der Junge aus dem russischen Dorf bei Smolensk, verstand zunächst kein Wort Deutsch. „Schnell, schnell, du Holzkopf.“ Während seiner dreijährigen Gefangenschaft haben sich die Worte in sein Gedächtnis eingebrannt. Es ist ein eigentümliches Deutsch, in dem er ab und an mit Raphael spricht. Die Sprache der Soldaten: „Los, aufstehen. Einszweidrei.“

Während Dima die Kommandos der Wachmannschaften noch immer durch den Kopf spuken, hat Raphael die fremde Sprache mit Hilfe der russischen Ausgabe eines bekannten Kinderbuches gelernt – Astrid Lindgrens „Karlsson vom Dach“. Trotz des Grabens der Geschichte, der Alte und der Junge, sie verstehen sich. Wie Enkel und Opa sitzen die beiden an Dimas Küchentisch, trinken Tee und knabbern Kekse, blödeln herum. Nur wenn Dima wieder anfängt über den amerikanischen Imperialismus und Russlands Größe zu schwadronieren, wenn er sagt „Wir brauchen niemanden!“, und Raphael schon fertig ist mit dem Wohnungssputz, dann schaut der Deutsche aus Spandau aus dem Fenster auf die grünen Wipfel der Bäume und die grauen Plattenbauten und ist lieber still. Oft hat er versucht, mit Dima zu diskutieren, vergeblich. „Ich habe den Eindruck, dass er mir gar nicht zuhört. Er redet dann einfach. Es scheint gar nicht wichtig zu sein, dass ich da bin“, seufzt Raphael. „Aber es ist ein krasses Gefühl, wenn man so dicht dran ist an einem Zeitzeugen. Plötzlich ist man ganz nah an dem, was man in der Schule in den Geschichtsbüchern gelesen hat. Aber Dima ist sehr offen. Er sagt zu mir: Deine Generation hat damit nichts zu tun.“

„Ich fühle keinen Hass auf die Deutschen“, sinniert der alte Dima, „es war Krieg und Krieg ist nun einmal grausam.“ Er streichelt Raphael sanft über den Arm. Nur seinen Freunden und den Nachbarn mag er nicht gestehen, dass Raphael Deutscher ist. Es ist ihm peinlich. „Mein Enkel“, so hat er ihn vorgestellt. Der alte Mann drückt herum wie ein ertappter Schuljunge: „Die würden ja denken: Jetzt hat er einen Deutschen, da scheint es ihm ja damals gefallen zu haben.“

Abschied. Raphael fliegt nach Hause, nach Deutschland. Sentimentalitäten ziemen sich nicht für einen alten Haudegen wie Dima, und so legt er Raphael ein letztes Mal jovial die Pranke auf die Schulter und sagt: „So, Söhnchen, dass Du mir nicht noch meinen letzten Teelöffel klaust.“ Dann übermannt sie ihn doch, die Rührung, auch die Furcht, allein zurück zu bleiben. „Kommst Du denn zu meinem Geburtstag?“, fragt er, „ich werde doch bald 80.“ „Ich schreibe Dir“, verspricht Raphael.

Eine Umarmung, ein Kuss auf die Wange. „Denk mal an deinen alten Opa in Moskau“, sagt Dima traurig. Sie geben sich die Hand, der Junge und der Alte, und Dima hält sie fest, lange, sehr lange.